Erscheint alle 14 Tage

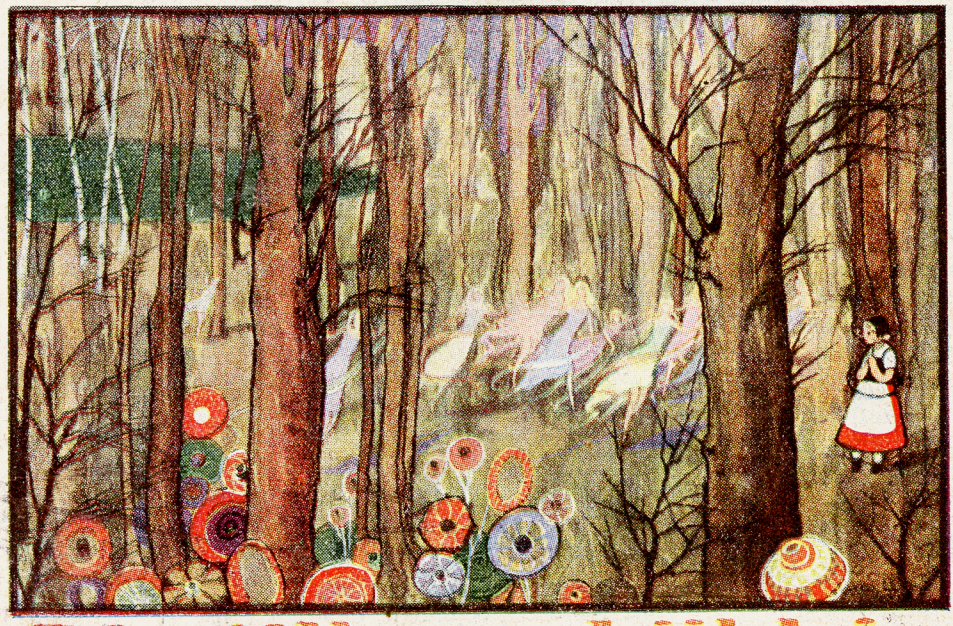
Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 2



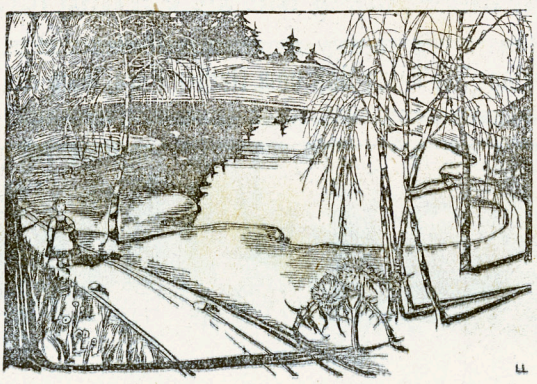
Die Silberschühlein

Von Ella Triebnigg-Pirkhert.

In einem Walddorfe lebte ein Waislein namens Suschen bei seinem alten Großvater, den es herzlich betreute. Suschen verstand es, sich bei den Nachbarn nützlich zu machen und bekam dadurch, was es fürs Haus brauchte, denn der Großvater war zu schwach, um noch arbeiten zu können. Wenn es für Suschen aber keinen Dienst gab, dann lief es in den schönen, großen Wald und sammelte

im Winter Holz, im Frühling aber Blumen, Erdbeeren und später auch Pilze und anderes Waldobst, für welches es dann andere Lebensmittel und auch noch manches blanke Geldstück einhandeln konnte.

Am Ende des Dorfes wohnte eine alte Frau, die einen sehr schlimmen Jungen bei sich hatte. Der Knabe war einmal auf dem Felde gefunden worden und die einsame Frau hatte ihn aus Mitleid zu sich genommen. Der Junge aber lohnte es übel. Er wollte weder lernen, noch arbeiten, verübte böse Streiche und trieb sich überall herum. Man nannte ihn im Dorf auch nur den „bösen Willi" und alle Kinder liefen davon, wenn er sich sehen ließ, und die Tiere, die er besonders gerne neckte, fürchteten ihn als ihren ärgsten Feind.



... Der Abend sank herab und plötzlich befand sie sich am Rande eines stillen Teiches, den sie vorher nie gesehen hatte.

Der böse Willi hatte es schon lange auf das Suschen abgesehen, weil es von jedermann gerne gesehen war. Einmal, als er es in den Wald gehen sah, schlich er ihm nach. Suschen ging munter Waldbeeren suchen und bald hatte es sein Körbchen vollgesammelt, und es freute sich darüber sehr, denn der Großvater brauchte ein Paar gute Hausschuhe, weil er leidende Füße hatte. Als nun Suschen wieder heimwärts eilte und in Gedanken ausrechnete, wie viel Geld es wohl für die Waldbeeren einlösen würde, sprang der böse Willi plötzlich hinter ihm aus einem Gebüsch hervor, entriß ihm das gefüllte Körbchen und verschwand damit laut lachend, ehe das arme Mädchen ihn erkannt hatte.

Weinend irrte nun Suschen im Walde herum, denn nun war nicht nur ihre ganze Ernte weg, sondern auch noch der gute Korb, den sie nicht ersetzen konnte. Und sie fand auch keine Waldbeeren mehr. Der Abend sank herab und plötzlich befand sie sich am Rande eines stillen Teiches, den sie vorher nie gesehen hatte.

„Wo bin ich nun?" fragte sie sich ängstlich, da aber antwortete ihr ein zartes Stimmchen: „Fürchte dich nicht, erweise uns einen Dienst, und es soll nicht dein Schaden sein?"

Und nach diesen Worten sah Suschen plötzlich etwas Hellschimmerndes zu ihren Füßen, und als sie es genauer betrachtete, war es eine wunderbare Silberdistel. Sie hatte schimmernde Blätter und einen dicken Blütenkopf, aus dem nun eine ganze Schar zierlicher Elfen herausprangen und an den Rand des Teiches eilten, dort von ihren Füßchen ganz winzige Silberschühlein streiften, ins Wasser glitten und Suschen zuriefen: „Hüte unsere Silberschuhe, damit wir wieder heimkehren können!" Dann waren sie untergetaucht und Suschen setzte sich gehorsam neben den Teichrand und bewachte die Schühlein, bis die Elfen wieder emportauchten, in dieselben schlüpften und zurückeilten, woher sie gekommen waren. Bevor sie jedoch im Distelkopf verschwanden, warfen sie Suschen ein schimmerndes Kügelchen zu und riefen! „Komm morgen wieder!"

Suschen fand dann plötzlich den Weg, der zum Dorf zurückführte, als es aber das Haus seines Großvaters erreichte, ward das Kügelchen in seiner Hand ein Silbertaler und damit war der Verlust gut gemacht.

Nun ging Suschen jeden Tag in den Wald und fand den stillen Teich. Und jedesmal kamen die Elfen aus der Silberdistel, ließen ihre Schühlein am

Teichrand, baten Suschen, daß sie diese bewache und belohnten ihr diesen Dienst jedesmal in gleicher Weise, sodaß Suschen für den Großvater und auch für sich manches Nötige leicht anschaffen konnte. Sie verriet aber niemanden, woher sie das Geld bekam und es wunderte auch niemand, denn man wußte, daß Suschen gar fleißig war, sich vor keiner Arbeit scheute und darum immer Verdienst fand.

Der böse Willi aber merkte es wohl, daß Suschen immer in den Wald ging und da lauerte er ihr einmal wieder auf, schlich ihr nach und sah, was sich ereignete. Und gleich war auch schon ein böser Plan gefaßt.

. . . Und dabei wurden die Silberschuhe in seinen Taschen immer schwerer.

„Das dumme Ding!" sagte er sich verächtlich. „Läßt sich Almosen geben, wo es den Reichtum vor sich liegen hat! Ich werde es schon klüger machen." Anderen Tags wartete der böse Junge, bis die Elfen im Teiche untergetaucht waren, dann begann er zu seufzen und zu ächzen und Suschen, das ein sehr gutes Herz hatte, erschrak, verließ seinen Wachtposten und fand den Jungen, mit dem Gesicht auf dem Boden liegend, sodaß sie ihn nicht erkannte. Sie dachte, daß er krank oder verletzt sei, neigte sich über ihn, da aber sprang er blitzschnell auf, warf sie nieder und band sie an einen Baum. Ehe das zu Tode erschrockene Mädchen noch rufen konnte, hatte es ein Tuch im Mund und nun eilte der böse Willi zum Teich, steckte rasch in jede Tasche ein Paar Silberschühlein und lief dann davon.

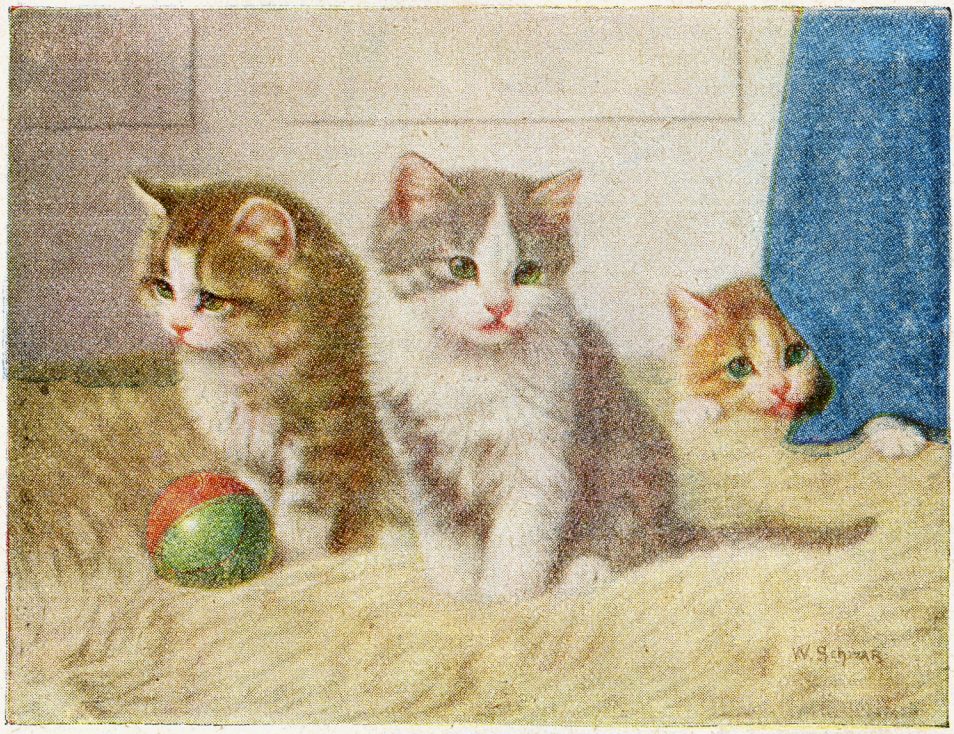
In diesem Augenblick aber begann das Wasser neben ihm zu laufen, immer schneller, immer schneller, so daß es ihm bald zuvorkam. Und dabei wurden die Silberschuhe in seinen Taschen immer schwerer, sodaß er beinahe nicht mehr laufen konnte. Fortwerfen aber wollte er sie doch nicht und darum holte ihn das Wasser ein und schnitt ihm den Weg ab.

„Ei, da kehre ich einfach um!" dachte sich Willi. Als er sich aber wendete, lief das Wasser auf seiner anderen Seite herum, sodaß er von beiden Seiten eingekreist war, wie von einem Silberband. Da wurde er zornig.

„Ei was! Ich springe darüber!" dachte er. Als er es aber tat, da zogen die schweren Silberschühlein ihn zurück, er fiel ins Wasser und weil das Gewicht gar so schwer war, sank er auch gleich unter und ertrank.

Das Wasser spülte nun die gestohlenen Silberschühlein ans Land und da konnten wieder alle Elfchen ihr Eigentum finden. Sie liefen aber nicht zur Distel, sondern suchten das arme gefesselte Suschen auf, lösten es vom Baume, befreiten es von dem Tuche und sagten dann: „Wir danken dir, daß du es uns möglich machtest, einigemal so herrlich baden zu können! Du wirst uns aber jetzt nie wiederfinden, weil wir hier gestört wurden. Nun sage noch, was du dir wünschest, wir geben es dir!"

„Laßt mich Arbeit finden!" sagte Suschen. Da hatte es auf einmal ein Paar Schuhe an den Füßen, die glichen dem matten Silber, waren leicht und unzerreißbar und liefen von selber immer gerade dorthin, wo es Arbeit gab und etwas zu verdienen. Und wenn sich Suschen auch keine Reichtümer erwarb, so hatte es doch nie schlechte Zeiten und blieb frisch und munter sein Leben lang.



Nach einem Gemälde von Wilhelm Schwar.

Katzen-Trio.

Von Ad. Holst.

Sind das nicht drei süße Kätzchen?
Rosa Schwänzchen, weiße Tätzchen,
Miez und Mauz und Peter Murr
„Schnurr — schnurr — schnurr!"

In dem weichen Teppich-Fellchen
Spielt sich's herrlich mit dem Bällchen,
Immer rings im Kreis herum
„Buller — boller — bum!"

O du köstliches Vergnügen!
„Ja, so lernt man Mäuse kriegen,
Hat die Mutter uns gesagt
Aber, ob man's wagt?

St! Dort hinten in der Ecke,
Ob ich nicht schon was entdecke?
Peter, ist das eine Maus?
Rutsch —! Die Krallen 'raus!"

Alles stille. Maus und Bällchen.
Und schon kuscheln sich ins Fellchen
Miez und Mauz und Peter Murr
„Schnurr — schnurr — schnurr!"

Herbstzeitlose.

Wenn ihr jetzt den letzten Strauß von Wiesenblumen windet, dann achtet nur ja darauf, daß sich die sehr giftige Herbstzeitlose nicht einschleicht. Weil es im Herbst sehr wenig Wiesenblumen gibt, lockt die Herbstzeitlose durch ihr hübsches Aussehen zum Pflücken. An die Gefahr, welche diese Blume in sich birgt, denken die meisten Kinder nicht. Manches Kind hat schon mal den Stiel dieser Blume in den Mund genommen und mußte diese Unvorsichtigkeit schwer büßen. In allen Teilen dieser Blume, besonders in der tiefblauroten Zwiebel ist ein starkes Gift enthalten. Es genügt schon, daß man einige Herbstzeitlosen pflückt und dann mit den ungewaschenen Händen ein Butterbrot verzehrt, um sich eine gefährliche Krankheit zuzuziehen. Schon mancher ist dadurch zu Tode gekommen. Also geht vorsichtig mit dieser trügerischen Blume um. Am besten ist es aber, ihr laßt die Blume stehen, denn für das Auge ist die letzte Herbstblume immerhin ein schöner Anblick.

Preisausschreiben:

Jungen und Mädel!

Kein Land der Erde ist so reich an Schätzen der Literatur und vor allem der schönen Dichtung wie unser schönes, deutsches Vaterland. Nicht umsonst heißt unser liebes Deutschland „Das Land der Denker und Dichter". — Was nützen aber all diese Schätze, wenn sie vergraben liegen in dicken gedruckten Büchern! Wir müssen sie von Zeit zu Zeit hervorholen aus dieser Schatzkammer. Und nicht nur betrachten sollen wir sie, nicht nur oberflächlich lesen, nein, wir müssen sie uns zu eigen machen, indem wir sie zu verstehen suchen und sie in uns aufnehmen. Dann erst erhalten sie Glanz und Schein, dann erst werden sie uns zu wirklichen, kostbaren Schätzen, die wir nie mehr missen wollen.

Schlagen wir also einmal eines der großen Bücher mit dem Titel „Deutsche Dichtung" auf! Da finden wir gleich auf einer Seite sechs der schönsten Gedichte, die uns große Helden des Geistes aus vergangener Zeit beschert haben. Ihr findet hier diese 6 Gedichte in Bildern dargestellt. Eure Aufgabe soll es sein, die Titel (Ueberschriften) zu den Bildern zu finden. Damit es nicht gar zu schwer ist, stehen einige Stichwörter aus den Anfangszeilen darunter. Lest euch diese 6 Gedichte, wenn ihr sie gefunden habt, recht schön durch, lernt sie vielleicht auswendig, wenn ihr sie nicht schon kennt. An die Rama-Post aber schreibt ihr nur die 6 Ueberschriften auf eine Postkarte nach folgendem Muster:

Vorderseite

An

Die Rama-Post

Soest (Westf.)

Rückseite

Preisausschreiben „Aus Deutscher Dichtung"

Die 6 Gedichte lauten: .....

.....

Meine genaue Adresse ist: .....

Provinz: .....

Mein Alter ist: ..... Jahre.

Dasselbe Preisausschreiben erscheint auch im Fips Nr. 19. Die Preise werden natürlich nur einmal verteilt. Jedes Kind darf zu diesem Preisausschreiben nur einmal die Lösung einsenden.

Als letzter Tag für die Einsendung der Lösung dieses Preisausschreibens gilt der

1. Dezember 1927

Für die richtige Lösung setzen wir

3000 Preise

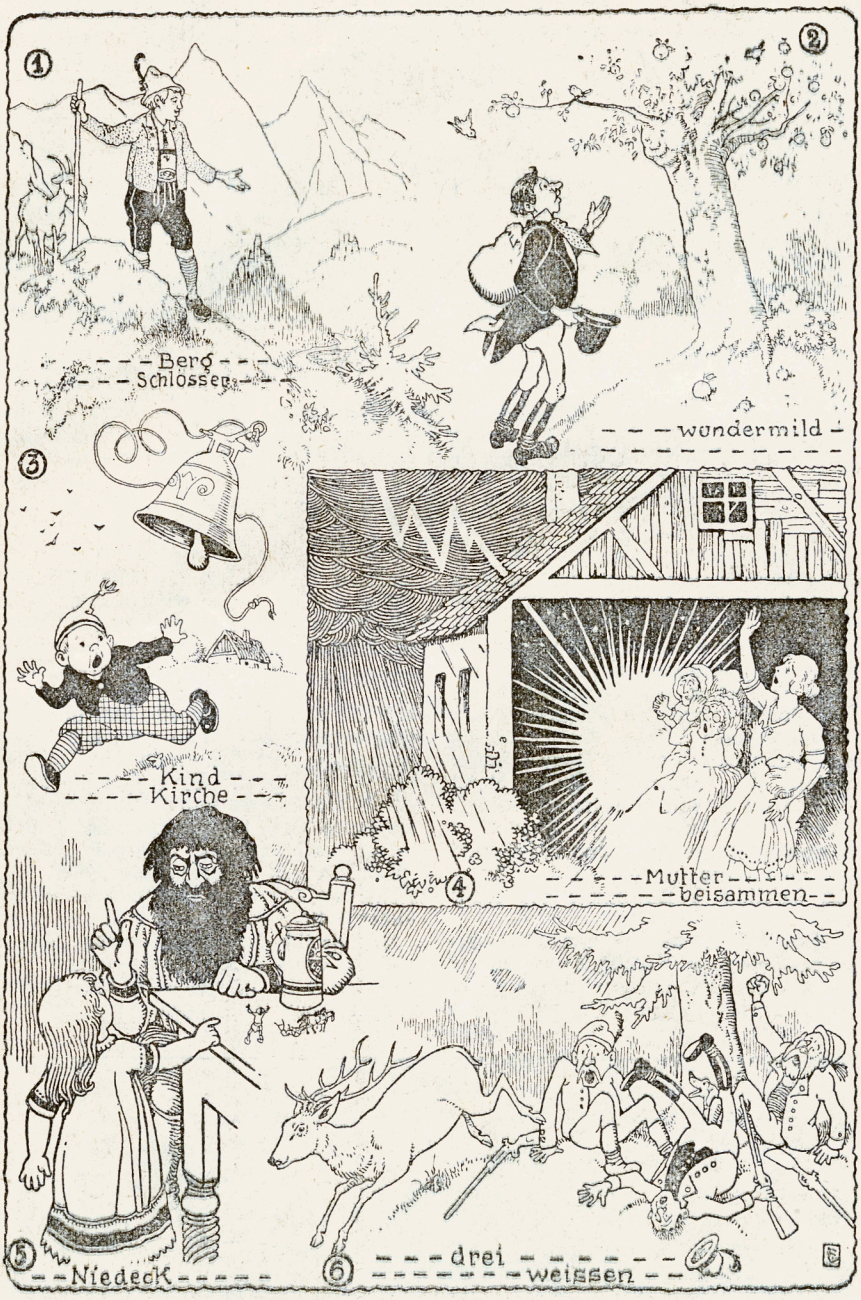
aus. Wenn mehr richtige Lösungen eingehen, als Preise ausgesetzt sind, erfolgt die Verteilung der Preise durch Verlosung.

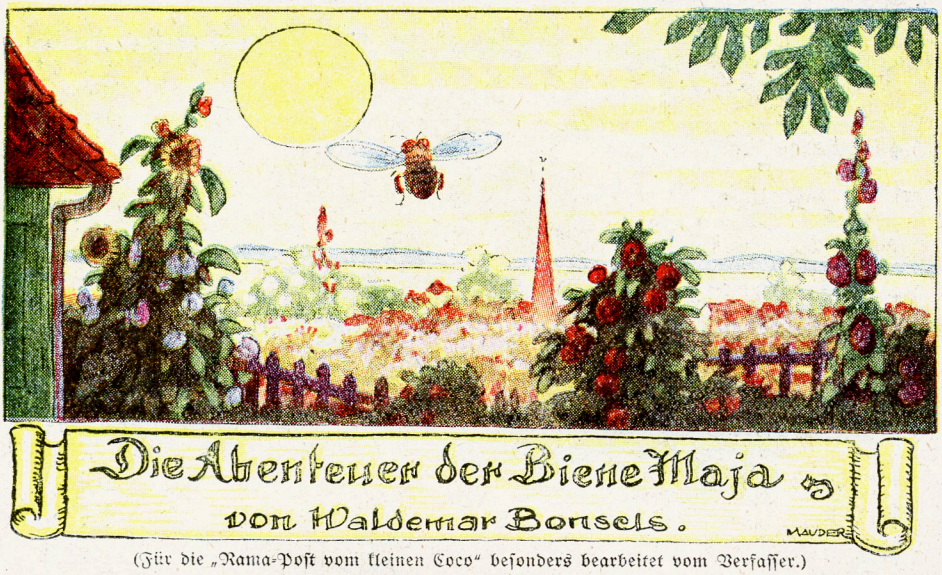
Preise:

1. Preis 100 Mk. in bar.
2. Preis 75 Mk. in bar.
3.—5. Preis je 50 Mk. in bar.
6.—10. Preis je 1 Photo-Apparat 9×12 cm.
11.—45. Preis je 1 Laute oder Mandoline oder 1 Selbstfahrer oder 1 Rodelschlitten.
46.—200. Preis je 1 „Rama"-Butterdose aus feinem Porzellan.
201.—500. Preis je 1 gebundener 10. Jahrgang „Die Rama-Post vom kleinen Coco".
501.—1000. Preis je 1 „Coco"-Malbuch oder 1 Kassette „Coco"-Kinderbriefbogen oder 1 „Rama"-Sparbüchse oder 1 „Rama"-Kubusspiel.
1001.—3000. Preis je 1 Karton feinste „Rama"-Waffeln.

An diesem Preisausschreiben kann sich jedes deutsche Kind beteiligen.

Aus Deutscher Dichtung.





(Für die „Rama-Post vom kleinen Coco“ besonders bearbeitet vom Verfasser.)

Zweites Kapitel. (Fortsetzung.)

Peppis Rosenhaus.

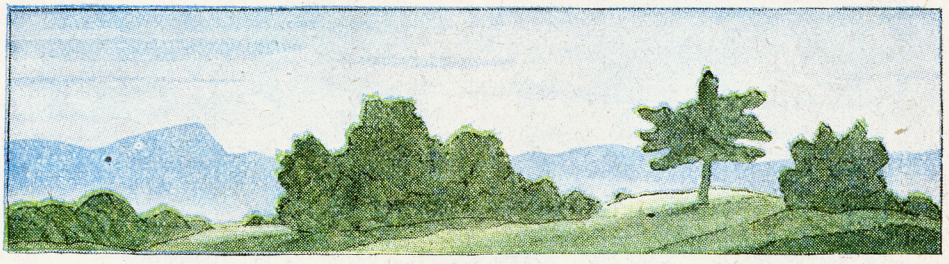
Als die kleine Maja erwachte, war es schon hell geworden. Sie fror ein wenig unter ihrem großen grünen Blatt, und die ersten Bewegungen, die sie machte, gelangen ihr nur schwerfällig und langsam. Sie hielt sich an einem Aederchen des Blattes fest und ließ ihre Flügel zittern und flimmern, damit sie geschmeidig und frei von Staub werden möchten. Dann glättete sie ihre blonden Haare und wischte sich die großen Augen blank. Vorsichtig kroch sie etwas weiter, bis an den Rand des Blattes, und schaute sich um.

Sie war ganz geblendet von der Pracht und dem Glanz der Morgensonne umher.

O du herrliche Welt, dachte die kleine Biene.

Nur langsam entsann sie sich aller Erlebnisse des vergangenen Tags, dann schwang sie sich mutig mit einem hellen frohen Summen weit hinein in die flimmernde Luft und in den warmen Sonnenschein. Sie steuerte in ruhigem Flug gerade auf ein rotes Blumenlicht zu und spürte einen so süßen Duft, daß sie beinahe betäubt wurde und die große rote Blume nur mit Mühe erreichte. Da rollte ihr, mit der leisen Bewegung, in die das Blatt geraten war, eine funkelnde silberne Kugel entgegen, fast so groß wie sie selbst, durchsichtig und flimmernd in allen Farben des Regenbogens. Sie neigte sich über den Rand des Blattes und fiel nieder ins Gras, wo sie in viele winzige Perlchen zersprang. Maja hatte erkannt, daß es ein großer Wassertropfen gewesen war, der sich im Kelch der Blume in der feuchten Nacht gebildet hatte.

Als sie sich der Blume wieder zuwandte, sah sie einen Käfer mit braunen Flügeldecken und einem schwarzen Brustschild am Eingang zum Kelch sitzen.



Maja begrüßte ihn höflich.

„Gehörte die Kugel Ihnen?“ fragte sie, „es tut mir sehr leid, sie hinabgeworfen zu haben.“

„Meinen Sie den Tautropfen?“ fragte der Käfer und lächelte etwas überlegen. „Deswegen brauchen Sie sich keine Sorge zu machen, ich hatte bereits getrunken.“

„Was ist dies für eine herrliche Blume?“ sagte Maja, „würden Sie so gütig sein, mich zu unterrichten, wie sie heißt?“ — Sie erinnerte sich der Ratschläge Kassandras und war so höflich als möglich. „Sie sind wohl erst von gestern?“ fragte der Käfer und lachte über Majas Unkenntnis. „Es ist eine Rose, damit Sie es denn also nun wissen. Darf ich Sie bitten, näherzutreten?“ Damit drückte er ein helles Blättchen zur Seite, und sie betraten nebeneinander die schmalen Gemächer mit ihren hellroten, duftenden Wänden und ihrem gedämpften Licht. — „Sie haben es wirklich reizend“, sagte Maja, die ehrlich entzückt war. „Und dieser Duft hat etwas geradezu Betörendes.“ — Dem Käfer machte es Freude, daß Maja Gefallen an seiner Wohnstätte fand, er lächelte wohlwollend und fragte: — „Ist etwas Honig gefällig!“ — „Ach, platzte Maja heraus, „das wäre mir wirklich sehr angenehm.“ Der Käfer nickte und verschwand hinter einer der Wände. Maja sah sich glücklich um. Sie schmiegte ihre Wange und ihre Händchen an die zarten rotleuchtenden Vorhänge, atmete den köstlichen Duft tief ein und war beseligt vor Freude, sich in einer so schönen Wohnung aufhalten zu dürfen. Da hörte sie den Käfer hinter den Wänden in ein lautes Schelten ausbrechen. Er brummte erregt und böse und es war Maja, als packte er jemanden, den er unsanft vor sich herstieß. Dazwischen vernahm sie ein helles Stimmchen voll Angst und Verdruß und hörte dann noch, wie jemand sich eilig entfernte.

Der Käfer kam zurück und warf mürrisch ein Klümpchen Honig hin.

„Es ist ein Skandal,“ sagte er, „nirgends hat man Ruhe vor diesem Gesindel.“

„Wer war denn da?“ fragte sie mit vollem Mund.

„Schlucken Sie erst herunter,“ sagte der Käfer, „so versteht man Sie nicht.“

Maja gehorchte, und der erregte Hausbesitzer fuhr ärgerlich heraus:

„Eine Ameise war es. So ohne Gruß und Anstand in die Vorratskammern zu dringen! Es empört mich.“ — Er besann sich plötzlich und wandte sich Maja zu: „Sie verzeihen, ich vergaß, mich Ihnen vorzustellen, ich heiße Peppi, von der Familie Rosenkäfer.“

„Ich heiße Maja,“ sagte die kleine Biene schüchtern, „es freut mich sehr, Sie kennengelernt zu haben.“ Sie betrachtete den Käfer Peppi genau und er gefiel ihr außerordentlich.

„Sie haben entzückende Fühler,“ sagte sie, „einfach süß.“

„Nun ja,“ meinte Peppi geschmeichelt, „wollen Sie auch die Rückseite sehen?“

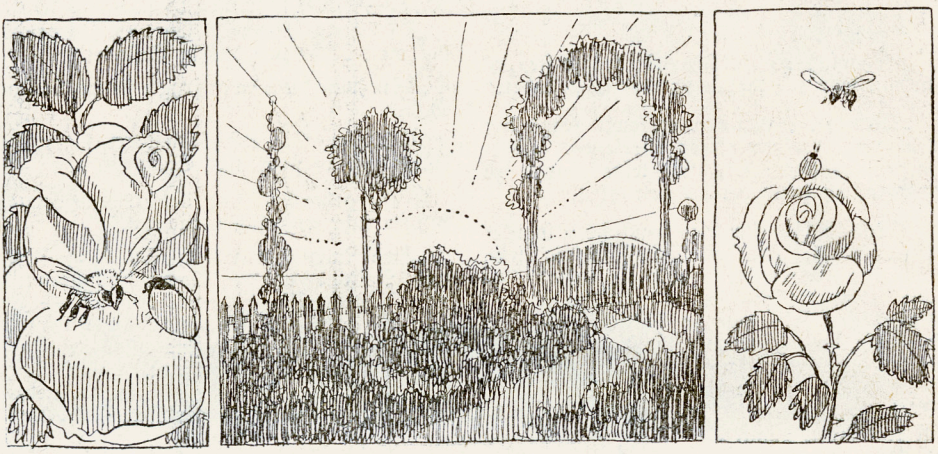
„Wenn ich bitten darf“, sagte Maja. Der Käfer drehte die gefächerten Fühler zur Seite und ließ einen Sonnenstrahl darüber gleiten.

„Famos, nicht?“ fragte er.

„Ich hätte sowas nicht für möglich gehalten“, entgegnete Maja. „Nun ja,“ meinte Peppi, „dafür haben Sie zweifellos schöne Augen, und die goldene Färbung ihres Körpers hat viel für sich.“ Die kleine Maja strahlte vor Glück. Es hatte ihr noch niemand gesagt, daß etwas an ihr schön sei. Sie wurde ganz übermütig vor Lebensfreude und nahm rasch noch ein Klümpchen Honig. „Bitte, nehmen Sie nur noch,“ sagte Peppi, etwas erstaunt über den Appetit seines Gastes, „es ist auch noch Tau da, wenn Sie vielleicht Durst verspüren.“

„Vielen Dank“, sagte Maja. „Ich möchte nun fliegen, wenn Sie erlauben.“

Der Käfer lachte und öffnete ihr höflich den roten Vorhang.



„O Gott, der blaue Himmel," jubelte Maja, „leben Sie wohl."

„Auf Wiederſehen", ſagte Peppi und blieb eine Weile auf dem höchſten Roſenblatt ſitzen, um der kleinen Maja nachzuſehen, die ſchnell in einer geraden Linie hoch in den Himmel hinaufflog. Dann ſummte er ſein Morgenlied vor ſich hin, das im warmen Sonnenſchein erklang:

Alles ſteht in Gold und Grün,
warm und ſommerlich.
Nur ſolang die Roſen blühn,
iſt es ſchön für mich.
Meine Heimat weiß ich nicht,
köſtlich iſt mir dies:
daß ich ſo im Roſenlicht
meinen Tag genieß.
Wenig weiß ich von der Welt,
wo ich glücklich bin.
Wenn die Roſe welkt und fällt,
muß auch ich dahin.

Und draußen zog langſam der ſtrahlende Frühlingstag über die blühende Erde herauf.

Drittes Kapitel.

Der Grashüpfer.

Das war einmal ein Tag! Morgens ganz früh hatte es getaut, dann war die Sonne über dem Wald aufgegangen und hatte ihre Strahlen ſchräg über den Graswald geſchickt, ſodaß ein Glitzern und Funkeln begann, daß man vor Seligkeit und Entzücken nicht wußte, was man ſagen oder tun ſollte.

Die kleine Maja hatte ſchon gleich beim Erwachen lauter helle Jubelrufe um ſich her vernommen. Teils kamen ſie hoch aus den Bäumen von den gefürchteten Vögeln, deren Stimmen doch ſo lieblich erklingen konnten, oder aus der Luft von den vorüberfliegenden Inſekten, oder aus Büſchen und Gras von Käfern, Schmetterlingen und kleinen und großen Fliegen.

Maja hatte es ſich in einem Baumloch recht behaglich eingerichtet. In einem zurückliegenden Spältchen, in dem es dunkel und kühl war, hatte ſie ſich ein kleines Honiglager angelegt, um für Regentage mit Nahrung verſorgt zu ſein.

Mit einem hellen Jubel voll Lebensfreude ſchwang ſie ſich an dieſem Morgen in den Sonnenſchein hinaus um zu erfahren, was dieſer neue ſchöne Tag ihr bringen würde.

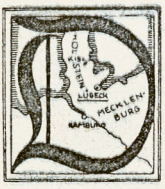
Sie ſegelte gradeaus durch das goldene Licht der Luft, ſo daß ſie wie ein kleines raſches Pünktchen ausſah, das der Wind dahintrieb.

„Heute werde ich einem Menſchen begegnen," rief Maja, „an ſolchen Tagen ſind ſicher auch die Menſchen unterwegs, um ſich in der hellen Natur zu erfreuen."

Sie ließ ſich endlich in einem Graswald nieder, in dem vielerlei Blumen und Pflanzen wuchſen. Als ſie ein wenig Honig aus einer Akeleiblume genommen hatte und eben im Begriff war weiterzufliegen, begegnete ihr auf einem Grashalm, der ſich zu ihrer Blume hinüberbog, ein ganz ſeltſamer Geſelle.

(Fortſetzung folgt.)

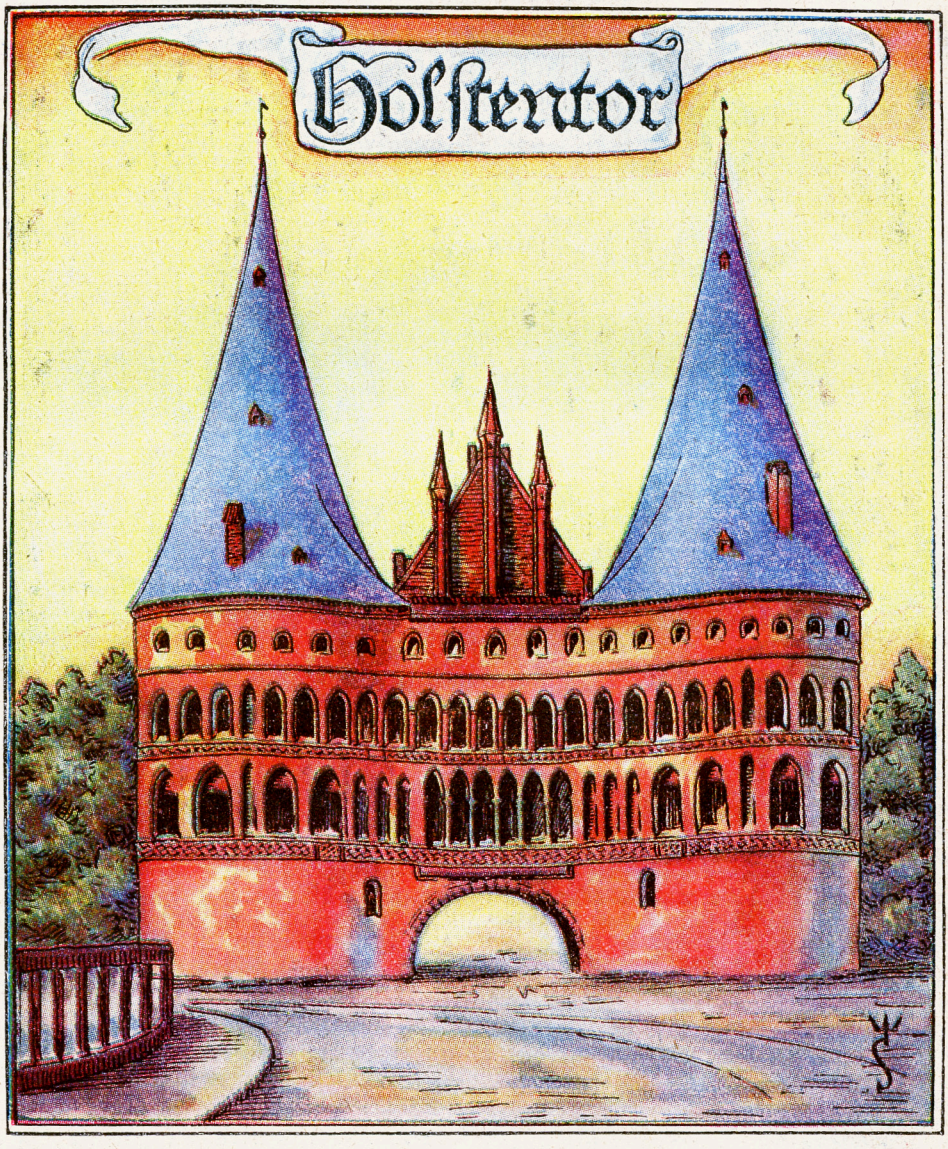
Von Karl Demmel.



ieses alte zinnenragende Lübeck hat sich bis heute als stolze Hanseatenstadt erhalten. Immer noch sind es Hamburg, Lübeck und Bremen, die freie Reichsstädte geblieben sind, die also ihre Regierung selbst führen. Wir wissen es aus der Geschichte, was Hanseaten sind: Seefahrer und mächtige Kaufleute, die die herangebrachten Waren von den Hansestädten aus weiter verkauften. Hunderte von Schiffen hatten früher diese Städte auf den Meeren fahren. Und so kam es, daß die Städte reich, stolz und angesehen wurden. Ja, sie wurden so reich, daß sie sich nun auch vom Reiche lossagen konnten und bis heute noch sich selbst verwalten.

Es waren aber noch viel mehr Städte zum Bund der Hansa gehörig, die es heute aber nicht mehr sind, denn der Hansabund als solcher von damals her hat aufgehört zu bestehen. Und wenn wir nun durch Lübeck wandern, da begegnen uns auf Schritt und Tritt diese Denkmäler der vergangenen Hanseatenzeit. Wir sehen gleich am Bahnhof das massige Holstentor, ein Stadttor, das wegen seines Alters wohl abgebrochen werden muß. Wir sehen an dem Travefluß die langsam verfallenden Salzhäuser, die auch uralt sind. Das stolzeste Stück von Lübeck ist aber das Rathaus am Markt, mit der dahinter aufstehenden spitztürmigen Marienkirche. Hier wimmelt es von kleinen und großen Türmen. Das ist einer der herrlichsten Marktplätze von Deutschland und nie wird man diesen stolzen Anblick vergessen.

Und weiter besehen wir uns die engen Gassen mit den alten Seefahrer- und Handelshäusern, wo es in manchen schon recht wurmstichig riecht. Und am anderen Ende der Stadt steht das Burgtor, das als Dach eine sogenannte welsche Haube trägt. Wenn wir uns nun geschichtlich ausdrücken wollen, so müssen wir die Bauweise des gotischen und des Lutherzeitalters, also das der Renaissance, hier in Lübeck ganz besonders bewundern. Es gibt nur noch wenige Städte, die uns so vollendet die Bauweise mit rohen dunkel-



roten Backsteinen zeigen. Gerade der Backsteinbau zeichnet das gotische Zeitalter aus. Damals baute man Dome, Türme und Häuser recht hoch und schmal. Das Schmale der Bauweise rührt aber auch daher, daß man sich mit dem Bauen innerhalb der Stadtmauer beschränken mußte. Daher auch diese malerisch schönen, langen Höfe hinter den Häusern.

Wir können hier natürlich nicht von allen Kirchen und Häusern der Stadt erzählen, das wär zuviel. Aber das Angesicht der Stadt zeigt dir überall seinen heute etwas verschämten Reichtum an schönen Bauwerken. Lübeck sah Kaiser Rotbart und den Sachsenherzog Heinrich den Löwen in seinen Mauern. Diesen beiden Herrschern verdankt Lübeck viel von seinem Wohlstand. Viele Türme, schmale Gassen und darin hohe Häuser mit geräumigen Giebeln, das sind die Wahrzeichen der stolzen Hansestadt Lübeck.

Vom unnatürlichen Gockel

Von Ad. Holst.

Es war einmal ein Hahn.
Es war einmal ein Kikri-ki,
Der ärgert sich so spät wie früh
Und überall und jede Stund',
Daß er nicht Eier legen kunnt',
Wie jedes Huhn getan.
Es war einmal solch Hahn.

Da übt' er diese Kunst.
Er übte sie mit großem Fleiß
Und ward vor Eifer kalt und heiß:
Er plusterte und bückte sich
Und drehte sich und drückte sich,
Ob ihm beschert die Gunst —
Doch alles war umsunst.

Die Hühner um ihn her,
Die guckten sich verwundert an,
Als sie den Eier-Unfug sah'n;
Sie standen all um ihn herum
Und fanden dies erschröcklich dumm —
Und liebten ihn nicht mehr —
Die Hühner ringsumher.

Draus lerne jedermann:
Was einmal gegen die Natur,
Das hilft dir nicht und schadet nur!
Und jeder bleib bei seiner Pflicht
Und leg' als Gockel Eier nicht,
Sonst wird's ihm übel gah'n,
Wie unserm Gockelhahn!

Täglich ein wenig Freude!

Von Dr. W. Schweisheimer.

Wer sich viel freut, der bleibt leichter gesund. Wer sich freut, bei dem leuchten die Augen, der Puls schlägt rascher, die Brust hebt sich leichter, die Gedanken kreisen freier. Dem Freudlosen dagegen stockt der Herzschlag, trübt sich das Auge, engt sich die Brust, er schleicht gelähmt und schwunglos herum, sein Denken geht nur träge vorwärts. Nicht ohne Grund sucht man einem Kranken oder Genesenden Freude zu machen, kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen. Das Freudegefühl in seiner Brust beschleunigt die Genesung. Wer vergnügt zu den Mahlzeiten kommt, dem bekommt das Essen auch gut; denn freudige Gemütsverfassung läßt auch die Verdauungssäfte eifriger zur Absonderung kommen. Bei einem Menschen, der sich immer ärgert, arbeitet auch die Verdauung nicht richtig. Die Galle wird von der Leber nicht richtig abgesondert, und es hat einen tiefen Sinn, daß man einen solchen Menschen fragt: „Was ist denn dir über die Leber gelaufen?“ Der Schlaf des Frohen ist besser und erfrischender als der des Vergrämten.

Täglich wird man Gelegenheit finden, sich über irgend etwas zu freuen, und sei es nur ein liebes Wort, ein schönes Bild, ein lieber Gedanke. Selbsterziehung wird dazu beitragen, an allem auch eine gute Seite herauszufinden. Dann wird man nicht nur gesünder, sondern auch glücklicher sein als der, der an allem nur die schlechte Seite sieht. Dann wird man auch von selbst danach streben, nicht nur selbst sich täglich über etwas zu freuen, sondern auch anderen täglich eine Freude zu bereiten

Rama-Kalender 1928

Reichhaltige Ausstattung: 128 Seiten Umfang, über 100 Illustrationen. **Farbige Beigaben:** „Eine wertvolle Last“. Stundenplan.

Märchen-Preisausschreiben mit 3000 Preisen.

Preis 50 Pfennig

Bestellungen, unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages durch Zahlkarte, sind zu richten an den

Verlag: Rama-Post, Goch (Rhld.), Konto-Nr. 98416 Postscheckamt Köln.

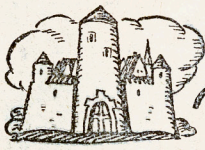
Bittet euren Herrn Lehrer,

eure Bestellungen auf den Rama-Kalender zu sammeln. Wenn ihr auf diese Weise mindestens

30 Rama-Kalender 1928

zusammen bei uns bestellt, dann bekommt ihr den Kalender für

nur 35 Pfennig!



Deutsche Stunde

Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

Der Lebenslauf unsrer Muttersprache.

„Ich mache Licht", sagte der Germane und steckte einen brennenden Holzspan zwischen zwei Balken. „Ich mache Licht", sagst du und drehst am Schalter der elektrischen Leitung. Ein solch großer Unterschied besteht ja zwischen allen Lebensverhältnissen der Vergangenheit und der Gegenwart, auch zwischen deiner und deiner Urväter Muttersprache. Ganz anders klang sie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden, ganz anders wurde sie auch geschrieben. Viele Ausdrücke unsrer Vorfahren kommen überhaupt nicht mehr — auch nicht in neuer Form — über unsere Lippen, dagegen gebrauchen wir wieder viele Wörter, die einst noch unbekannt waren.

Wenn du die folgenden Sprachproben aus vergangenen Zeiten das erste Mal liest, glaubst du vielleicht eine fremde Sprache zu hören; doch schau sie nur genauer an; bald wirst du mit Erstaunen merken: das ist wahrhaftig Deutsch, das ist das Urbild meiner eignen Sprache! Lies die Proben laut, damit du auch den eigenartigen, fremden Klang vernimmst!

So sprachen und schrieben die Deutschen um 1600: (v = u; j = i). Wie die Schiltbürger an jrer Arbeit gewesen, reiset vngefehr ein frembder wandersman daselbsten vorüber: der stunde still, sahe jnen lange zu vnnd wehre bald auch zu einem Schiltbürger worden, in dem er nicht köndte wissen, was doch solches jmmer bedeuten thete . . . usw.

Noch 400 Jahre früher, um 1250, sprach ein Vater so zu seinem Sohne: (â, î = langes a, i) Lieber sun, belîp bî mir, ich weiz wol, ez wil geben dir der meier Ruopreht (h klingt hier wie ch!) sîn kint, vil schâfe, swîn und zehen rint, alter unde junger. In unserm Deutsch würde dies lauten (Versuche aber zunächst selbst die Uebersetzung!): Lieber Sohn, bleibe bei mir. Ich weiß wohl, es will geben dir der Meier Ruprecht sein Kind, viel Schafe, Schweine und zehn Rinder, alte und junge.

Vor 1000 Jahren, um 900 tönte unsere Muttersprache so: Einan kuning uueiz ih heizsit her Hluduîg, ther gerno gode thionôt. Das heißt: Einen König weiß ich, heißt er Ludwig, der gern Gott dient.

Und nun noch ein paar Worte von Wulfila, dem Bischof der Goten (um 350); Atta unsar thu in himinam, veihnai (sprich: wichnai!) namo thein; d. h.: Vater unser, du in den Himmeln, geweiht der Name dein.

Aus dieser uns nur schwer verständlichen Sprache der Urgermanen hat sich nun im Laufe der Jahrhunderte nach und nach unser heutiges Deutsch herausgebildet. Wie das zuging, wirst du später noch etwas genauer erfahren!) Wenn wir sagen „unser heutiges Deutsch", so meinen wir immer die Sprache unserer Bücher, die sog. Schriftsprache (weil in ihr geschrieben und gedruckt wird!), die auch die Ausländer als „Deutsch" lernen. Wir müssen aber wohl bedenken, daß dieses Deutsch gar nicht alle Deutschen sprechen, daß es vielmehr in jedem deutschen Gau noch eine besondere Umgangssprache gibt, die Mundarten oder Dialekte, von denen du auch noch mehr hören wirst.

Jetzt wollen wir noch die Frage nach der Herkunft unsrer Muttersprache beantworten. Fast alle europäischen Sprachen, nämlich die deutsche, dänische, schwedische, norwegische, englische, niederländische, griechische, lateinische, italienische, spanische, portugiesische, französische, russische, tschechische und litauische, aber auch mehrere asiatische (die indische und der Zigeunerdialekt) haben einen gemeinsamen Ursprung. (!!) Sie alle stammen von der sog. indogermanischen Sprache ab. Diese ist der Stamm; alle genannten Sprachen aber sind die Aeste, und die Mundarten jeder einzelnen Sprache wieder sind Zweige an diesen Aesten.

Damit du diesen interessanten Zusammenhang wirklich siehst, will ich dir zeigen, wie in verschiedenen verwandten Sprachen unser Wort „zwei" heißt. Indogermanisch: dva; lateinisch: duo; italienisch: due; französisch: deux (sprich dö!); gotisch: twai; englisch: two; dänisch: to; altdeutsch: zwo; heute: zwei. In derselben Reihenfolge heißt „Bruder": bhratar, frater, fratello, frère, brothar, brother, broder, bruodar, Bruder.

Du wirst ohne Zweifel die Verwandtschaft leicht erkennen. Aber die einzelnen Völker haben ihre Sprachen selbständig weiter entwickelt, sodaß es heute viel Mühe kostet, eine fremde Sprache, die doch eigentlich eine Verwandte der unsrigen ist, zu erlernen.

Briefkasten Anna

Masurischer Blondkopf. Vielen Dank für den feinen Brief. Die Kirschen sind hier früh reif und wir haben manche „geschmaust". Unser masurisches Blondköpfchen haben wir besonders lieb, weil es ein gutes Herz für die Tiere hat.

Bubikopf aus dem Hannoverland. Natürlich darfst du uns mal etwas einsenden. Wir können dir aber jetzt noch nicht versprechen, eine Arbeit von dir in der „Rama-Post" zu veröffentlichen, da uns nur wenig Druckraum zur Verfügung steht und wir auch noch viele Beiträge vorrätig haben.

Bibi Sumsum. Schreibe uns gelegentlich einmal, wo du das Wort „Brahambra" gelesen hast. Vielleicht ist es uns dann möglich, dir nähere Angaben zu machen. Eine größere Stadt ist Brahambra nicht; sehr wahrscheinlich handelt es sich hier um ein kleines Dörfchen. **Maria Hensch, Birgel b. Düren, Bachstr. 72,** möchte mit Coco-Freundinnen und Freunden Ansichtskarten tauschen. Die Ansichtskarten sind direkt an unsere Freundin Maria Hensch zu senden und nicht an uns.

Kleeblatt, Koblenz-Oberwerth. Die Versuchung, euch einige griechische Gelehrte zu nennen, war groß. Aber wir haben uns die Sache überlegt. Das Verbot dürfen wir auch nicht überschreiten, denn dann wäre uns euer Lehrer aufs Dach gestiegen. Nun, ihr habt es ja sicher auch ohne uns geschafft. „Selbst ist der Mann und auch das Mädchen."

Anneliese, die kleine Dichterin. Für dein schönes Gedichtchen vielen Dank. Der Inhalt des Gedichtes ist gut; doch mit dem Versmaß klappt es noch nicht recht. Uebung macht den Meister!

H. und S. aus Schmiedeberg. Eigentlich dürfen wir euch keine Antwort geben. Mit Gespenstern wollen wir nämlich nichts zu tun haben und als solche betrachten wir die „Namenlosen". Wer in den Briefkasten will, muß seinen Namen nennen, doch darf er uns einen Decknamen angeben und dieser wird dann im Briefkasten veröffentlicht. Für Gedicht und Werbung vielen Dank.

Maria Nikolowski, Anna Girnstein. Vielen Dank für den lieben Kartengruß. Der schönste und größte Fluß unseres lieben Vaterlandes ist der „Vater Rhein". Er ist 1300 km lang. In den Rheinliedern wird dieser vielumstrittene Strom besungen und verherrlicht. Sicher hast du schon oft von den alten Rheinburgen, den sonnigen Weinbergen und den schmucken Rheinstädten gehört. Früher konnten wir euch nicht antworten, da bisher kein Plätzchen im Briefkasten frei war.

Fritz von der Spree scheint schlechte Laune gehabt zu haben, als er das Kärtchen an uns schrieb. Immer und immer müssen wir euch sagen, schreibt doch eure genaue Adresse auf die Briefe und Karten. Hätten wir deine Adresse, würden wir dir helfen können. Dein Kärtchen zeigt den Dampfer „Columbus", über welchen wir in Coco-Nummer 23 einen interessanten Aufsatz gebracht haben.

Bübchen und Kathrinchen Wolf, Gronau. Du kleiner Stropp darfst dich mit deinem Schwesterchen nicht immer zanken. Wenn du auch ein kleiner Hosenmann bist, so mußt du doch stets artig sein. Kathrinchen hat dich doch recht lieb und hilft dir ja auch, wenn du, was ja recht oft geschieht, auf dein Näschen fällst. Euch beiden liebe Grüße!

Reinecke Fuchs. Zahme Füchse sind nicht sehr selten. Meist handelt es sich hier um Tiere, die jung in Gefangenschaft geraten. Mit der Zeit wird dann der Fuchs so zahm, daß er sich ganz an das Haus gewöhnt und die Stelle des Hundes vertritt. — Eine Eigenart der wildlebenden Füchse besteht darin, daß jeder sein besonderes Jagdgebiet hat, worin er Herr und Meister ist. Du siehst, Ordnung herrscht auch im Fuchsstaate.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)